

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 18

Artikel: Joggeli - die Geschichte einer Jugend [Fortsetzung]
Autor: Heer, Jak. Christoph
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671308>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXVII. Jahrgang

Zürich, 15. Juni 1934

Heft 18

Wie sollten wir geheim sie halten.

Wie sollten wir geheim sie halten,
Die Seligkeit, die uns erfüllt?
Nein, bis in seine tiefsten Falten
Sei allen unser Herz enthüllt!

Wenn zwei in Liebe sich gefunden,
Geht Jubel hin durch die Natur,
In längern wonnevollen Stunden
Legt sich der Tag auf Wald und Flur.

Selbst aus der Eiche morschem Stamme,
Die ein Jahrtausend überlebt,
Steigt neu des Wipfels grüne Flamme
Und rauscht von Jugendlust durchbebt.

Zu höherm Glanz und Dufte brechen
Die Knospen auf beim Glück der Zwei,
Und süßer rauscht es in den Bächen,
Und reicher blüht und reicher glänzt der Mai.

Wie sollten wir geheim sie halten,
Die Seligkeit, die uns erfüllt?
Nein, bis in seine tiefsten Falten
Sei allen unser Herz enthüllt!

©Haad.

Joggeli.

Die Geschichte einer Jugend von Jak. Christoph Heer.

Nachdruck verboten!

(Fortsetzung.)

Ein Finden und ein Verlieren.

Sommerwolken zogen leichtsinnig am seidenen Himmel. Durch frische, frohe Voralpenlandschaft wanderte unter der Führung des Mathematikers Truninger, der seine Grimmigkeit an einen goldigen Humor getauscht hatte, die Schar Jünglinge mit Sang und Klang, Bergstöcken und Tornistern. Mitten unter ihnen Jakob Sturm. Und drüben im Wallis liegt für dich ein Brief von Friedli. Der Gedanke war ein schönes Beggeleit. Jeden freundlichen Gruß erwiderte die Schar mit einem Wanderlied, jedes Dorf betrat sie mit Gesang, und am Berg-

weg schmückte sie die Hüte mit Alpenprimeln und Männertreu.

Die junge Gesellschaft stand auf der Höhe des Sanetschpasses, der das Berner Oberland mit dem Wallis verbindet, und hielt bei einem verwitterten großen Holzkreuz mitten im stillen Jubel des späten Hochgebirgsfrühlings Rast. Weithin ein schimmernder Teppich von Alpenblumen, die wie im Gebet zur Sonne dastanden, durch die schweigende Ruhe des Hochgebirgs aber, das seine riesigen Dome um den Paß baute, ging unvermittelt Donnerhall auf Donnerhall, nah und fern redeten Lawinen und

Eisstürze mit gewaltigen Tönen von der Erhabenheit der Bergwelt, in webenden Sonnenduft eingetaucht lag in der Tiefe des Südens das alte Land Wallis wie der Traum eines Malers, die Stadt Sitten mit Burg und Kirchengügel erschien wie eine aus Afrika herübergezauberte Fata Morgana, die Rhone zog wie eine silberschuppige Schlange durch den samtenen Grund, darum her flammte eine strahlende Welt, Berghaupt an Berghaupt, Firn an Firn, Krone an Krone, und hinter dem Felszahn des Matterhorns leuchtete geheimnisreich der dunkelblaue Himmel Italiens.

Erregt von der Größe der Stimmung, löste sich Jakob Sturm aus der noch ruhenden Schar und suchte, nur von einem Freunde begleitet, mit der Billigung Truningers, auf eigene Faust den Abstieg in die Schluchttiefe der Morge, eines Bergwassers, über das der Weg hinaus nach dem Städtchen Sitten geht. Über Hochweiden, durch die friedliches Herdengeläute klang, gelangten die beiden Freunde in Bergwälder hinab, die mit ihren Riesensäulen wie unbetretene Urforste und wie Hallen gotischer Kirchen ragten.

„Wer da eine Geschichte wüßte!“ sagte Jakob Sturm, hingerissen von der Macht der Bilder.

„Ja, das wäre schon hübsch,“ versetzte der verständnisvolle Freund. „Schicksale, die sich darauf zugetragen haben, geben einer Landschaft doch erst die Seele. Was ist aber hier in den Alphütten zu holen! Gewiß nichts als Sagen von weißen Gletscherfrauen und schwarzen Hexen.“

So plaudernd gelangten die beiden ins tiefe Tal, in die Schluchtwildnis des Pont neuf, der keineswegs, wie sein Name sagt, ein neues Brücklein, sondern ein starkverwitterter Steinbogen ist, über den das Alpenvolk schon Jahrhunderte schritt. Da ruhten sie, den zurückgebliebenen Trupp erwartend. In verlorenen Gründen stäubten die Wasser, in ihrem Luftzuge schwankten die Äste der uralten Arven und Ahorne, darüber ragten zerrissene Felsenzähne dunkel und todestraurig; jenseits der Brücke aber stand eine Marienkapelle, ein sonnumflutetes Idyll in rauher Wildnis.

Die Rastenden horchten einem einförmigen Klopfen, das wie das endlose Hämmern eines Spechts aus entlegener Höhe in die Stille der Schlucht herniederdrang. Sie rieten, woher es wohl stammen möchte.

Da begann sich der einsame Weg des Pont neuf zu beleben.

Hirten und Hirtinnen, die den Markt in Sitten besucht hatten und nun in ihre Hütten auf den Alpen des Sanetsch zurückkehrten, kamen einzeln oder in Gruppen über das Brücklein herangeritten, die Männer in dunkler, die Frauen in reich mit Seide geschmückter heller Tracht. Vor der Kapelle stiegen sie aus den Sätteln, an denen mancherlei Dinge vom Markt angehängt waren, verrichteten gesenkten Hauptes, in den Händen den Rosenkranz drehend, ein Gebet und ritten an den Rastenden vorüber ihren hochgelegenen Bergheimaten zu. Alle hatten für die beiden jungen Fremdlinge einen freundlichen Zuruf in der altfranzösischen Mundart, die in diesem Teil des Berglandes gesprochen wird.

Der Freund lachte Jakob Sturm zu: „Die Leute hier sind wirklich reizender, als ich gedacht habe. Wie kann man das Wallis nur ein Land armseliger Aretinen nennen!“

Und das hübsche, muntere Bergvolk war die Augenweide der beiden Seminaristen.

Da erspähten sie eine junge Reiterin, ein etwa siebzehnjähriges Mädchen, das sich überaus anmutig im Frauensattel wiegte. „Die wollen wir, wenn es geht, mit Plaudern festhalten,“ sagten die Freunde, und spannungsvoll beobachteten sie das Bergkind, an dem die neuen schimmernden Holzsandalen das einzige Bäuerische waren. Sie hatte ein feines, braunes, jugendfrisches Gesichtchen, dunkle Augen unter schön geschwungenen Brauen, und Jakob Sturm mußte unwillkürlich an Friedli denken. Bei der Kapelle glitt die Walliserin, die ein verbrauchtes Gebetbuch mit silbernem Schloß in der Hand hielt, mit anmutiger Behendigkeit vom Rücken des Tieres, warf ein paar Blumen, die sie an der Bergwand gepflückt hatte, vor den Altar und betete, ein kreisrundes weißes Strohhütchen auf dem blauschwarzen, lockigen Haar, am Eingang der Kapelle knieend.

Als sie sich wieder in den Sattel schwingen wollte, traten die beiden jungen Wanderer höflich grüßend heran, und da sie zum Anfang des Gesprächs nichts anderes wußten, so fragten sie: „Fräulein, würden Sie uns sagen, was das sonderbare einförmige Klopfen an den Bergen bedeutet?“

Sie horchte etwas überrascht, errötete und lächelte: „Ach, Sie sind Fremde, darum wissen Sie es nicht. Das Klopfen schallt von der Was-

ferleitung der heiligen Margareta. Sehen Sie dort hoch an den wilden Felsen die Linie. Das sind die heiligen Wasser."

"Warum heilige Wasser?" fragte Jakob Sturm.

Das Mädchen begriff die Frage nicht recht. Sich ereifernd sagte es: „Es gibt doch zweierlei Wasser, weltliche Bäche, die Sägen und Mühlen treiben, und heilige, die das Land befruchten. Und heilig sind die Leitungen, weil sie über alles Menschengedenken alt sind, die Erde segnen und weil so viele Männer bei ihrer Ausbesserung zu Tode stürzen. Im Tal der Morge stehen viele Martertafeln.“

Die Reiterin, die die eine Hand auf den Sattel des Maultieres gelegt hielt, plauderte ohne Scheu mit feinem Wohlstand, sicherer Würde und sprach ihre alte Mundart mit einer so silbernen Klarheit, daß die Fremdlinge sie ohne Mühe verstehen konnten; die Teilnahme der jungen Wanderer für Dinge ihrer Heimat schien aber auch lebhaftes Gefallen des Mädchens zu erregen.

So hatte die Wildnis plötzlich einen Mund zu reden und zu sprechen, sie erzählte aus einer duftigen Menschenblume. Das Bergkind berichtete von gestürzten Männern, unterbrach sich indessen plötzlich und sagte: „Sehen Sie, dort kommt unser Herr Pfarrer geritten, der kann Ihnen von der Wasserleitung der heiligen Margareta mehr erzählen als ich. Wir Frauen beten nur den langen Tag im tiefen Tal, wenn die Männer zur Arbeit an den Kanälen an die Felsen hinaufgestiegen sind.“

„Herr Pfarrer,“ rief sie dem Ankömmling entgegen, „die fremden Herren möchten gerne von unseren heiligen Wassern wissen.“

Der alte, scheinbar etwas verbauerte Priester grüßte, stieg leutselig vom Pferd und sagte: „Nun, Vini, so ist's recht. Mit Fremden soll man stets artig sein.“ Dann wandte er sich von dem über das Lob erglühenden Mädchen an die beiden Wanderer, und nachdem er einige Fragen an sie gerichtet hatte, sagte er mit einem milden Lächeln: „Ja, die Wasserleitungen des Wallis! Sie dürfen schon als ein Wunder der Alpenwelt gelten. Seit grauer Vorzeit, vielleicht von den Wildleuten, vielleicht von den Römern erbaut, führen die an den Felsen befestigten Holzrinnen das rauhe trübe Wasser der Gletscher tagereisenweit an der Sonnenseite der Berge entlang, oft an senkrechten Wänden dahin, oft über tiefe Schluchten an die brennen-

den Hänge des Rohnetales hinaus. Da zertheilt sich die von der Sonne erwärmte Flut in eine Menge kleiner Kanäle, diese wie ein Baum in Äste und Zweige, ein Äderchen des Gletschersegens gelangt zu jeder Rebe, jedem Kraut und Grashalm. Weite Strecken unseres regenarmen Tales, die sonst dürre lägen, prahlen durch sie in Üppigkeit.“

„Was aber soll das Klopfen?“ fragte Jakob Sturm.

„Das ist,“ erzählte der alte gemütliche Pfarrer, „der Schlag eines Holzhammers auf ein Brett. Ein Wasserrad, das in die Leitung eingeschaltet ist, hebt ihn und läßt ihn fallen. Sein Klopfen ist das Zeichen, daß die Wasser ruhig fließen. Wir hören ihm gerne zu, wenn aber das Spiel verstummt, so gibt uns die Stille die Nachricht, daß die Leitung durch Lawinen oder Steinschlag zerstört und unterbrochen ist. Dann gilt es hoch oben in den Felsen ein Werk auf Leben und Sterben.“

Der Priester mit dem runzeligen Gesicht schwieg und sann, als dächte er an Schweres, dessen Zeuge er gewesen ist.

„Ja“, versetzte das junge Mädchen, die anmutige Vini, die mit den Wanderern dem Geistlichen fromm und ernst zugehört hatte, „bei den Arbeiten an den Wassern ist auch der Herr Pfarrer zugegen und mit den Sakramenten gerüstet, damit er Stürzenden gleich die letzte Ölung reichen kann.“

„War denn Ihr Dienst je so plötzlich nötig, Herr Pfarrer?“ fragten die zwei neugierigen Fremden.

Der alte Mann nickte gedankenvoll. „Es ist vor nicht so vielen Jahren einmal einer gestürzt,“ sagte er, „ein Jüngling, ein armer Knecht, der ging für seine Liebe an die Felsen.“

„Für seine Liebe?“

Der Pfarrer lächelte: „Sie kennen eben unsere alten Bräuche nicht. Zu ihnen gehört, daß ein Bursche, der sonst sein Mädchen nicht erreichen mag, ein mutiges Gemeindewerk an den Leitungen übernimmt. Dann muß sich das Haus der Liebsten seinem Wunsche fügen.“

Eine Geschichte, eine Geschichte. Die Wildnis hat eine Seele!

Jakob Sturm pochte vor Erregung das Herz. Er und sein Freund hätten gerne noch lange mit dem Pfarrer und der frischen Vini geplaudert. Allein aus der Höhe tönten Jauchzer, die Schar der Wandergesährten kam vom Sanetsch gestiegen, und als sie die beiden Vorläufer in so

freundlicher Unterhaltung mit zwei prächtigen Menschen aus dem Bergland fanden, denen sich noch einige andere beigeßelt hatten, entstand ein kleines Volksfest aus dem Stegreif.

Liederklang und Gesang.

„Us de Berge, liebe Fründin,
Schickt mir d' Mperöskli zue.“

Ahnte das welsche Mädchen den Inhalt des schweizerdeutschen Liedes? Sie öffnete ihr silberbeschlagenes Gebetbuch, verteilte daraus Jakob Sturm und seinen Freunden talergroße, mattglänzende Edelweißsterne, die zwischen den Seiten gelegen hatten, und sagte mit reizvollem Lächeln: „Zum Andenken an den Pont neuf.“

„Und an Sie, liebes Kind, an Sie, Bini.“

Sie aber reichte jedem freimütig die Hand. „Bon voyage, bon voyage,“ sagte sie mit einer eigenartigen Zärtlichkeit der Stimme, „pensez à nos eaux saintes,“ und grüßte und winkte noch, als sie schon an der Seite des ergrauten Pfarrers auf ihrem Maultier anmutsvoll wie ein Königskind durch den Bergwald aufwärts ritt.

So einfach das Erlebnis war, war es doch das Schönste, was Jakob Sturm auf der zehntägigen Reise erfuhr. Schon im goldenen Abendrauch, der das weingefegnete, malerische Tal erfüllte, ergriff ihn der Gedanke, eine Erzählung aus dem alten Lande Wallis zu schreiben, er spann sich um die Gestalt der lieblichen Reiterin Bini, um das Knechtlein, das für seine Liebe an die Felsen gestiegen war, um die kühne uralte Wasserleitung am Pont neuf, um die Gebräuche des Volkes, die sie heiligen, und der Plan begleitete ihn über die ewigen Gletscher, die das Wallis vom Lauterbrunner Tal scheiden.

Allein auch eine stille Sorge ging mit ihm durch die erhabenen, gewaltigen Gemälde der Hochgebirgsnatur. Er hatte das erwartete Briefchen von Friedli gefunden. „Ich bin leicht erkrankt“, schrieb sie. „Der Arzt kann nichts Besonderes finden als ein wenig Fieber. Ich kenne die Krankheit schon. Es ist das Heimweh. Als ich es ihm sagte, lächelte er: Daran stirbt man nicht! Er befahl mir Ruhe und Schonung. Ruhe — Ruhe! Nein, ich muß wandern, mein Herz brennt, der Kopf ist heiß und wirr. Vielleicht finde ich morgen schon den Weg in die Heimat.“ Was ging mit Friedli vor? Ihre sonst schwungvollen Schriftzüge waren krank und gequält. Wenn man doch vor Heimweh sterben könnte? In keinem der Orte, welche die Seminaristen

durchwanderten, lag mehr ein Brief von Friedli für ihn.

Darüber geriet er in wachsende Unruhe, die letzten Tage der mit so großer Freude erwarteten Gebirgsreise schleppten sich mühevoll dahin, endlich langte die Schar Seminaristen, von den großen Märschen und Anstrengungen erschöpft, von der Gletschersonne gebräunt und mit schwer heilenden Narben bedeckt, wieder in Ruosen an, und am anderen Tag, der mit dem Beginn der Ferien zusammenfiel, fuhr Jakob Sturm in die Heimat.

„Mutter, was weißt du von Friedli?“ wandte er sich an Frau Elisabeth.

„Friedli“, erwiderte sie, „liegt auf den Tod erkrankt in der Mühle von Nebelfingen.“

Da taumelte Jakob Sturm auf. „Was ist denn geschehen?“

„Ja, das weiß so recht kein Mensch,“ erzählte Frau Elisabeth erbarmungsvoll. „Man hat zu spät in die Seele des armen Kindes geblickt. Friedli war unwohl, der Arzt hielt aber sogar Nachrichten an die Mutter für überflüssig, er wollte vielleicht die Pensionärin der Familie nicht entfremden, eine plötzliche Heimkehr hintanhaltend. Da ging das Mädchen fieberverwirrt heimlich in der Nacht aus dem welschen Haus und trat mit wenig Taschengeld die Heimkehr an. Sie mag wohl eine Strecke weit mit der Eisenbahn gefahren sein, dann wanderte sie zu Fuß. Frau Stahr erhielt zwei Telegramme auf einmal, das eine aus der Pension, in der Friedli gewesen war: ‚Wir vermiffen Ihre Tochter,‘ das andere aus einem Bauernhaus, das schon in der deutschen Schweiz gelegen ist: ‚Fräulein Stahr ist leicht erkrankt bei uns gut aufgehoben.‘ Friedli hatte sich auf ihrer Wanderschaft auf eine Bank vor dem Hause gesetzt, um auszuruhen. Da fanden sie die Bauersleute, die gleich sahen, daß sie guter Leute Kind sei. Sie hat nur um eine Tasse Milch und wollte in den Abend weiter wandern, endlich willigte sie auf das Zureden der wackeren Leute ein, bis zum anderen Tag der Gast des Hauses zu sein, wurde aber schon in der Nacht verwirrt, nur ein Gedanke blieb in ihren Sinnen klar: ‚Ich will heim.‘ Am anderen Tag eilte Frau Stahr zu ihrer Tochter, der Arzt riet zur Überführung der Kranken in die Heimat, weil das vielleicht die einzige Rettung sei — und nun liegt also Friedli zwischen Leben und Sterben in der Mühle von Nebelfingen. Die ganze Gegend nimmt Anteil an dem



Appenzellerin.

traurigen Ereignis, man sieht erst jetzt, wie sie von jedermann geliebt worden ist.“

Das war die fliegende Erzählung der Frau Elisabeth.

„Ich gehe in die Mühle,“ erwiderte Jakob Sturm und eilte, von schweren Ahnungen gepeiniget, der Krug entlang.

Frau Stahr, nur noch ein Schatten der blühenden jungen Frau, die er einst gekannt hatte, sagte in tiefem Leid: „Friedli schwieg, um mir

zu anderen Sorgen nicht auch noch Sorgen zu bereiten. Warum aber gaben Sie mir nie ein Zeichen, wie es um das Mädchen stehe? Sie wechselten doch Briefe!“

Ja, warum? Weil die Jugend gegen dritte in Liebesdingen scheu und zurückhaltend ist.

Da lag Friedli in einem gegen das Licht abgesperrten Zimmer in ruheloser Bewegung, schon halb verzehrt von Fiebern. Die schweißbedeckten Hände spielten unaufhörlich, das brennende

Mündchen sprach und sprach, allein es waren zusammenhanglose Wörter und Sätze: „Fallenbrüchlein — die Krug — ja, ich will heim.“

Jakob Sturm ergriff erschütterter ihre Hand. „Friedli, du bist ja daheim!“

Sie horchte auf, als würde sie den Klang der Stimme erkennen, hilflos suchend irrten die glanzvollen Augen durch das Gemach, blieben dann auf dem Freunde haften und erkannten ihn halb. „Ja, ich bin daheim,“ flüsterte sie, um das Mündchen zuckte ein rührendes Lächeln. „Jakob“, sagte sie freudig, dann war die Besinnung wieder hinweggewischt. „Wie das Eisen glüht! — Ach Gott, ich sterbe nicht gern so jung. — Mama — Tschuppentännlein!“ — Sie schlummerte.

Jakob Sturm hatte Friedlis Stimme zum letzten Male gehört und wunderte sich, daß die Krug noch über die Felsen rauschte, der Weih wie sonst seine Kreise zog.

Unsäglich traurig ist das herrliche Kind gestorben.

Die Glocken von Nebelfingen läuteten in einen hellen, grellen Sommertag, der weh bis in die innerste Seele tat. Da trug man die arme Friedli in einem langen dunkeln Sarg hinüber zu der lindenumschirmten Kirche von Nebelfingen, jenen Weg, auf dem sie wohl oft im Sonntagsmorgensklang an ihre junge Liebe gedacht hatte. Die Heimat trauerte um sie, denn es war kein Mensch, der die anmutige, fröhliche und talentvolle Friedli nicht gern ihre Straße hätte wandeln sehen. Am traurigsten war Jakob Sturm. Fast niemand wußte, wie viel ihm Friedli gewesen war. Er schrieb keine Verse auf ihren Tod, dafür war ihm das Andenken des Kindes zu heilig, er schlich sich aber an den Ferienabenden unter die flüsternden Linden von Nebelfingen, und als sich dort ein weißer Marmelstein erhob, der Name „Frieda Stahr“ in Goldbuchstaben über frische Blumen und einen frischen Hügel glänzte, da sagte er, den Kopf an die Gitter des Kirchhofs pressend: „Will's Gott, Friedli, will ich, wenn ich stark geworden bin, dir ein Denkmal stiften, das mehr als ein kalter Stein, als ein paar Blumen ist, die vom Morgen zum Abend welken. Wie du freundlich und gläubig zu mir getreten bist, als dem verachteten Gymnasiasten keiner mehr die Hand drückte, das bleibt dir unvergessen. Un-

vergessen auch der erste einzige Kuß.“ Und am Grabe Friedlis nahm sich Jakob Sturm vor, ein für alles Schöne ringender Mann zu werden. Leid veredelt und hebt.

Doch verdarb er sich sein Schicksal für langehin selbst.

Im stillen Heimweh nach Friedli, vor ihrem Bilde auf dem Arbeitstisch kamen nun am Strand von Ruosen doch die Lieder über Friedlis Tod, erblühte ein Frühling der Poesie, wie er nur einem nach Weltverföhnung schreienden jungen Herzen aufgehen kann.

„Wenn meine Seele einsam dämmert,
Wenn sie nicht schläft, doch auch nicht wacht,
Die Stirne, drin der Tag gehämmert,
Sich fühlt im Traum der linden Nacht,
Dann tauchen aus der fernsten Ferne
Vor mir zwei dunkle Augen auf,
Zwei herrlich helle Himmelssterne,
Mein ganzes Inneres ruht darauf,
Ruht auf den Augen, die voll Schweigen
Und doch voll innerstem Verstehn
Aus unbegreiflich schönem Neigen
Ins Zwielficht meines Herzens spähn.
Sie wollen still die Falten lesen,
Worauf mein urgeheimstes Gut,
Auf dunkeln Blatt mein tiefstes Wesen
In sonnenhaften Zügen ruht.
Ich spüre, wie die Augen leuchten,
Ihr Strahl in froher Hoffnung flammt,
Wenn mir im Blick, im andachtsfeuchten,
Ein Funke glüht, der Gott entstammt.
Doch spür' ich tiefer noch ihr Trauern,
Wenn Leiden, das ich selbst gewollt,
In blickdurchzuckten Wetterschauern
Durch meiner Seele Abgrund rollt.
So geht die Nacht. In Licht gebadet,
Trink' ich der Augen süßen Schein,
Vom Strahl des Doppelsterns begnadet,
Bin ich so stark, so gut, so rein!
Dann fahr' ich auf. Die Inseln schwimmen
Des ersten Rots im Morgenkreis,
Die Welt erschallt von rauhen Stimmen,
Das Tagwerk geht im Sorgengleis.
Ich aber taumle heimwehtrunken,
Das Herz so warm, das Herz so arm,
Die Sterne suchend, die versunken,
Ein Träumer in den Menschenwarm!“

So dichtete Jakob Sturm eine Menge von Liedern auf Friedlis Tod und frühes Grab. Er dichtete, sann und spann einen Winter lang, und an das bevorstehende Lehrerexamen dachte er kaum.

(Schluß folgt.)